

Archiv der Gossner Mission
im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_1903

Aktenzeichen

3/81

Titel

Zambia-Besuche von Schülern und Studenten, Berichte

Band

Laufzeit

1987

Enthält

Reiseerfahrungen einer Schüler- und Lehrergruppe der Gesamtschule Gladbach, 1987;
auch Bericht einer Schüler- u. Studentengruppe aus Calw, o. J.;

Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH

ZAMBIA

REISEERFAHRUNGEN EINER SCHÜLER-
- LEHRERGRUPPE DER GESAMISCHUE GLADBECK

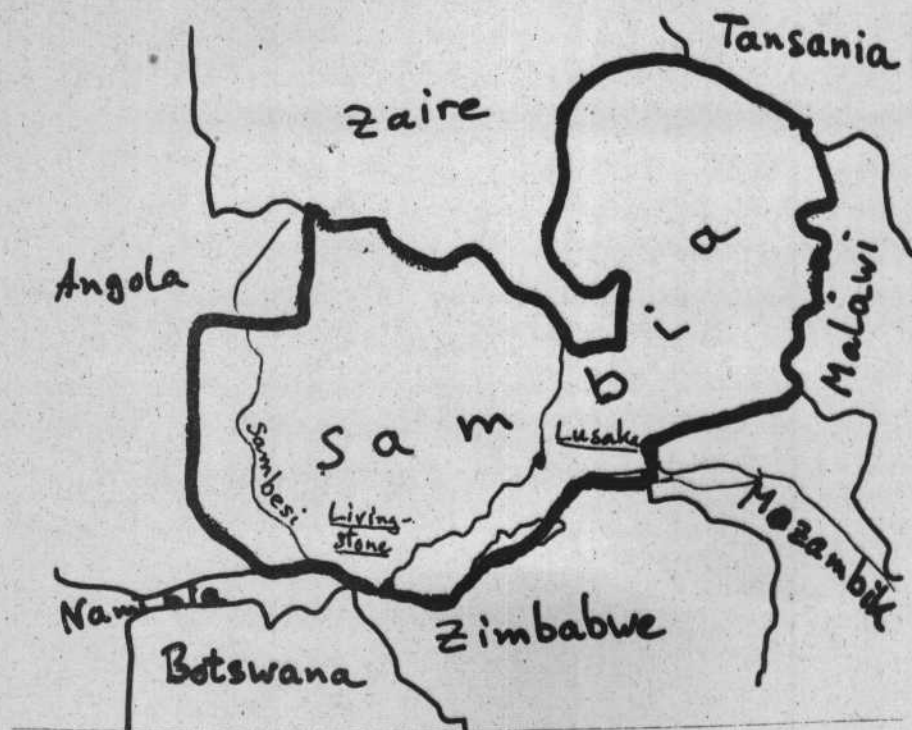
16.7. - 15.8.1987



"WIR FAHREN NACH DA UNTEN!"
"WIESO DENN NACH UNTEN?"

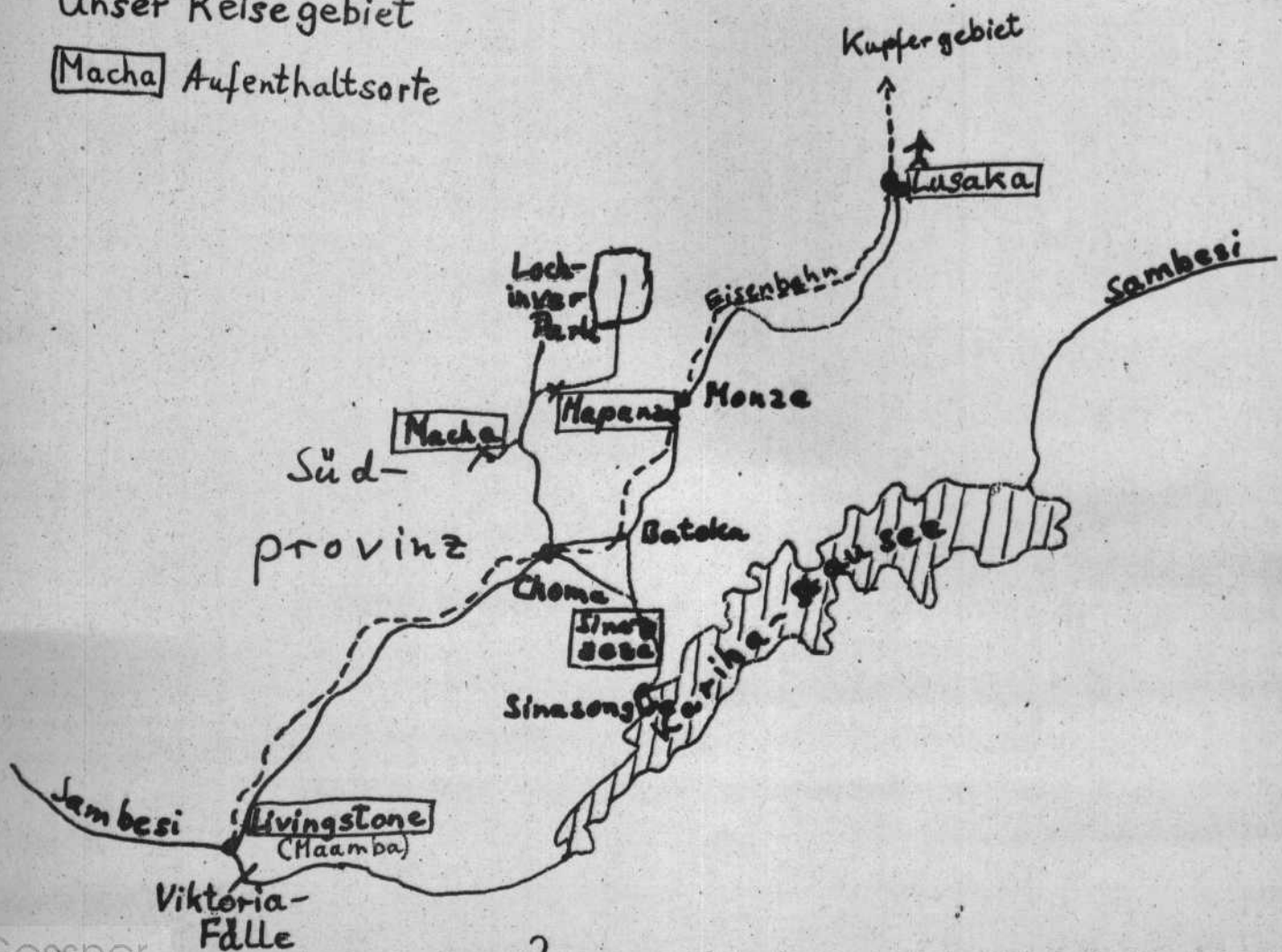
I N H A L T

	Seite
Zu diesem Heft	1
Karten	2
Steine klopfen	3
Löhne und Preise	3
Kleidung	4
Vom Geldverdienen	4
Schrebergartenhäuser?	5
Zum Maisanbau in Sambia	6
Titelseite der Schülerhefte	8
St. Mark's Secondary School in Mapanza	9
Buschfeuer	11
Trommeln...	12
Werbung gegen Alkoholismus/Mörser	14
Transportprobleme.... mit dem Bus	15
... mit dem Zug	16
bao-bao	18
Sambia - für Touristen	19
Auf dem Markt in Lusaka	20
Sonne als Uhr	20
Stichwort: Egoismus	21
Fernseher im Busch?	22
 Nachwort	
<u>Anhang</u>	
Bericht über den Arbeitseinsatz	
Bericht aus den Ruhrnachrichten	



Unser Reisegebiet

Macha Aufenthaltsorte



Steine klopfen

An einer der Hauptstraßen in der Nähe von Lusaka sahen wir viele kleine Steinhaufen, die Steine nach Größen sortiert. Was war das? Eine unbekannte Sitte? Ein Ausgrabungsfeld? Eine Art Friedhof? - Es war ein Markt! Frauen und Kinder sammeln die Steine, zerkleinern und sortieren sie und verkaufen sie als Baumaterial. Wenn als Ergebnis von mehreren Stunden Arbeit so ein Häufchen zusammenkommt, was für ein Stundenlohn!



Löhne und Preise

Auf einer Großfarm erfuhren wir die Stundenlöhne der Arbeiter:
66 Ngwee = 16 Pf. Der staatlich festgesetzte Mindestlohn beträgt 12,5 Pf pro Stunde.

Ein Lehrer verdient etwa 120 DM im Monat, in Mapanza betrug die Miete für ein Lehrerhaus 8 DM im Monat, Wasser und Strom ebenfalls 8 DM Festpreis.

Preise: 25 kg Maismehl 7,60 DM (reicht 1 Monat für 2 Personen)

1 Ei	20 Pf (je nach Markt, Ort und Geschick im Handeln)
1 Ziege	16 DM
1 Huhn	8 DM

Luxus: 1 Limonade 50 Pf

1 Zigarette 12 Pf (werden auch einzeln verkauft)

Kekse 80 Pf

1 Dose Corned Beef 3,30 DM



Kleidung

Fast alle Sambiauer sind europäisch gekleidet, nicht weil sie das Geld hätten solche Kleidung zu kaufen, sie ist etwa genauso teuer wie bei uns. Der einzige Weg, billig an Kleidung zu kommen, sind europäische Altkleider. Auch auf dem Land findet man Altkleiderverkäufer, die ebenfalls recht gebrauchte Schuhe anbieten. Diese Waren kommen über Zaire nach Sambia und sind häufig schon in recht schlechtem Zustand. Neue Kleidung gibt es in recht begrenzter Auswahl in den staatlichen Läden, mehr zu bieten haben nur die indischen Läden in den Städten.

Viele Leute, vor allem Kinder, tragen ziemlich farblose, oft löcherige Kleidung, zum Wechseln haben die Kinder auf dem Land kaum etwas. Die Kleidungsstücke sind nicht unbedingt alt, sie leiden aber extrem unter dem Waschen. Wegen der roten Erde, eine Staubwolke kann ein Hemd unkenntlich machen, muß häufig gewaschen werden. Waschpulver ist teuer, es wird mit Steinen gerubbelt, die Wäsche leidet entsprechend. Dazu gibt es kaum Material und Nähadeln zum Flickern.

Das einzige Kleidungsstück, das noch nicht durch europäische Kleidung verdrängt wurde, sind die Shitenges der Frauen. Ein Shitenge ist ein Stück Stoffbahn vom Ballen, das als eine Art Wickelrock benutzt wird.

Vom Geldverdienen

Auf dem Land gibt es kaum Möglichkeiten, Geld zu verdienen. Die Nahrung reicht hauptsächlich für den eigenen Bedarf. Selbst wenn man etwas zu verkaufen hat, wer kann es kaufen? Die Wege zum Markt sind unvorstellbar weit, man kann sich mit Gemüse an die Straße stellen, wo vielleicht einmal in der Stunde ein Auto vorbeikommt. Wenn bekannt ist, daß in einer Gegend mehrere Bauern etwas zu verkaufen haben, kommen Marktfrauen, indem sie sich von LKWs mitnehmen lassen, um ein paar Kisten Tomaten zu kaufen und in der Stadt mit hohem Gewinn weiterzuverkaufen.



Schrebergartenhäuser?

"Die sehen ja aus wie Schrebergartenhäuser!"

Der Ausdruck fiel auf der Fahrt vom Flughafen in die Hauptstadt Lusaka, als wir die ersten Häuser in Sambia, kleine Bungalows mit blühenden Gärten sahen. Sie schienen so klein, daß wir uns mit unseren Maßstäben eher Freizeithäuser darunter vorstellen können, nicht das Wohnhaus einer großen Familie. Später sahen wir dann Häuser aus Ziegeln mit Wellblechdächern und provisorischen Fenstern und Türen in öde erscheinender Umgebung, eng aneinander, Bilder, wie man sie aus den Slums der Entwicklungsländer kennt.

Selbst diese Häuser erscheinen noch wohnlich gegen die Hütten auf dem Land, Ziegel- oder nur Lehmwände, gedeckt mit Zweigen und einer Art Ried, undicht und nicht unbedingt haltbar. Bei Nachttemperaturen von 5-10° im Juli/August sind sie zugig und kalt, man holt in Töpfen glühendes Holz herein, um es wärmer zu haben. Von Oktober an halten sie kaum den wolkenbruchartigen Regenfällen stand. Außerdem hat Ungeziefer aller Art freien Zugang, eine Ursache für viele Krankheiten, z.B. Erblindung bei Kleinkindern.

Natürlich wünschen sich die Menschen besseres Baumaterial. Das haben wir im Gossener Camp erlebt. Nachts war einmal plötzlich großer Lärm. Jemand hatte versucht, das Wellblechdach von einem Haus zu stehlen.



Zum Maisanbau in Sambia

Das Hauptnahrungsmittel in Sambia ist der Mais. Vor etwa 200 Jahren kam der Mais aus Amerika und verbreitete sich von Ägypten aus über Zentralafrika und Angola schließlich auch nach Sambia. Der Geschmack und die einfache Anbauweise halfen, daß sich der Mais fast überall schnell als Grundnahrungsmittel durchsetzte und Wurzelarten wie Yams verdrängte.

Um die Felder für den Anbau vorzubereiten, Gestrüpp, das schnell nachwächst, zu entfernen und um mangelnden Dünger zu ersetzen, brennen die Bauern die Felder ab. Dies Verfahren ist schädlich für den Baumbestand, und auch größere Bäume, die eigentlich wegen des Schattens auf den Feldern erwünscht sind, sterben ab.

Der Mais wird mit einer Art Machete abgeerntet. Die Lagerung der Kolben erfolgt in Vorratshütten, die auf Stelzen gebaut werden, damit die Ernte nicht von Ungeziefer erreicht werden kann. Dieser Mais dient dann bis zur nächsten Ernte als Nahrung. Wenn die Ernte schlecht war, muß gehungert werden. Überwiegend ist nur eine Mahlzeit am Tag üblich, wenn der Vorrat schrumpft, gibt es nur alle zwei bis drei Tage zu essen.

Die traditionelle Verarbeitung hat noch heute Bestand. Frauen stampfen den Mais in Mörsern zu Maismehl. Das Mehl wird gesiebt und zunächst ein kleiner Teil in heißem Wasser zum Kochen gebracht. Unter diese Masse wird dann der größere Teil Mehl geschlagen, eine schwere Arbeit, da die Masse sehr fest wird. Nshima, Maisbrei, ißt man dann, indem man es in der Hand rollt und, falls vorhanden, in eine Art Gemüsesoße tunkt.

Die Bauern pflanzen überwiegend Mais für die Selbstversorgung an. Man versucht, sie dazu anzuregen, mehr anzubauen. Der Mais wird von Kooperativen, eine Art Selbsthilfeorganisation in jedem Dorf, aufgekauft und an eine Maismühle zum Mahlen geliefert. Die Maismühle für die Südpfrovinz liegt in Choma. Hier werden täglich 270 t Mais gemahlen. Das entspricht der Grundnahrung für etwa 1 Mill. Menschen.

Die Fabrikanlage ist weitgehend automatisiert und hat aus unserer Sicht für ein Entwicklungsland auch viele Schattenseiten.

Zunächst bietet sie kaum Arbeitsplätze angesichts einer hohen Arbeitslosigkeit. Als zweites fordert die Anlage für die Wartung Spezialisten und ist außerdem sehr störanfällig. Bei fehlenden Ersatzteilen, Lagerschäden oder auch Ausfall der Computeranlagen ist die Versorgung der gesamten Südpfrovinz gefährdet.



Zum dritten erfordert eine solche Anlage einen sehr hohen Kapitaleinsatz. Dieses Geld wird im Rahmen der "Entwicklungshilfe" geliehen und bringt den Geldgebern mehr Profit als den Nehmern, weil die Gelder durch die Lieferanten (Siemens, Schweinfurter Kugellagerfabrik u.a.) in das Geberland zurückfließen.

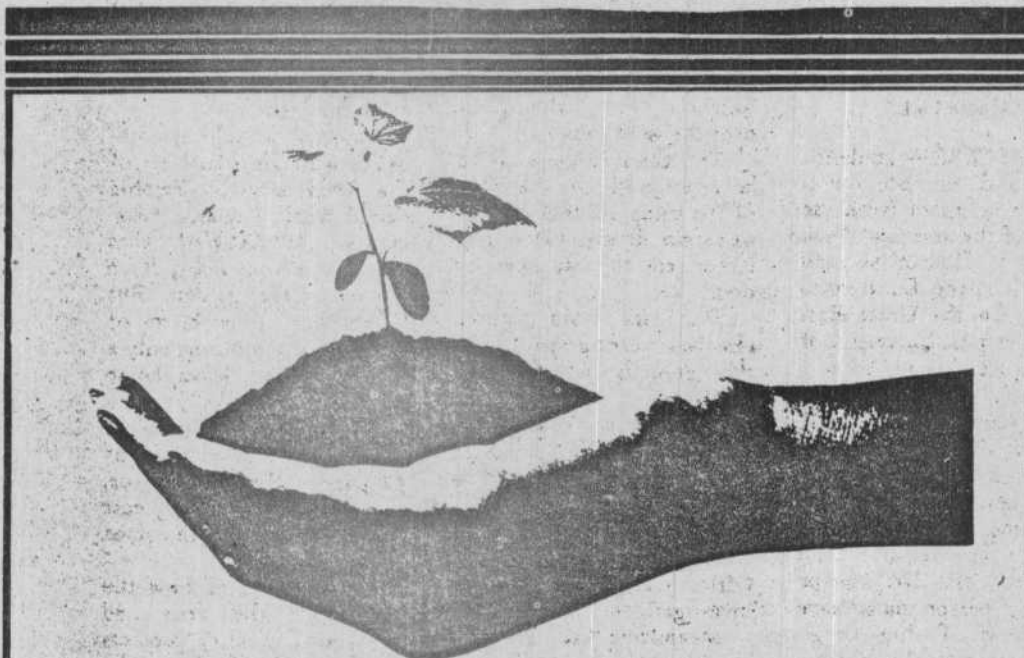
Mir scheint, daß mit einem so großen Projekt eine wichtige Phase der Industrialisierung übersprungen wurde.

Besser geeignet erscheinen kleinere Betriebe mit wenig anfälliger Technik, die außerdem über das Land verteilt das massive Transportproblem verringern. Eine angepaßte Technologie muß den Einsatz von mehr Arbeitskräften, geringerem Kapital und vor Ort reparierbaren Maschinen umfassen.

Andererseits ist diese Art des Vorgehens nicht einfach von oben zu beschließen und innerhalb kurzer Zeit umzusetzen.

Einen Anreiz für die Bauern, mehr Mais anzubauen, kann auch die Großanlage schon bieten, und darin liegt ihr Hauptzweck, kaum darin, den Frauen das mühsame Maisstampfen abzunehmen.

Anzeige für die nationale Saatgutgesellschaft



SOWING THE SEEDS OF SUCCESS

Since its inception in 1961 Zamseed has been sowing the seeds of success. We've been working hard to help build a strong seed production base.

We are now completely self sufficient in all agricultural seeds and we're moving closer to self sufficiency in vegetable

seed at a healthy rate.

As we expand, we're able to serve the nation better, we are constantly striving to develop seeds that are even more productive than the previous varieties and we're also striving to work closer with the farmer to ensure the success of LIMA.

Together we can build a strong agricultural economy and move to the future with certainty.



ZAMBIA SEED COMPANY

duyantanhi Road, P.O. Box 35441 Lusaka Zambia.
Telephone: 213762/213586 Telex: ZA 45840



KENNETH KAUNDA FOUNDATION

EXERCISE
BOOK



NAME

GRADE

SUBJECT

SCHOOL

FX 15

Titelseite der Schülerhefte

- 8 -

St. Mark's Secondary School in Mapanza

1928 von Missionaren der anglikanischen Kirche gegründet, bis 1964 von englischen Lehrern geführt, trotz der Übernahme durch den sambischen Staat legt die Schule noch ein deutliches Zeichen der Kolonialzeit ab. Ein äußeres Symbol ist der Swimming-Pool der früheren weißen Lehrer, heute als Fischteich genutzt, weil niemand sich dieses Privileg der Wasserverschwendung erlauben kann.

Das Schulleben ist immer noch vollkommen vom englischen Vorbild geprägt: von der Schuluniform über Schülerclubs und die Einteilung des Schuljahres in drei Abschnitte bis hin zur entscheidenden Frage der Bildungsinhalte. Die Prüfungsaufgaben für die Abschlüsse kommen heute noch direkt aus London. In Europa werden also die Anforderungen festgelegt, begründet mit der Drohung, sonst die Schulabschlüsse nicht mehr international anzuerkennen und damit für Sambianer ausländische Universitäten zu sperren. Heute versucht man, teilweise mit Genehmigung aus London eigene Inhalte aufzunehmen, z.B. afrikanische Geschichte statt europäischer, muttersprachliche Literatur und eine begrenzte praktische Ausbildung in den Produktionseinheiten.

Schwierigkeiten im Umgang mit der eigenen Kultur ergeben sich daraus, daß alle Leute mit höherer Schulbildung, praktisch die gesamte Elite des Landes, in einer englischer Kultur leben und sie als Ideal ansehen. Bei Lehrern zum Tee eingeladen zu sein: es könnte in einer englischen Kleinstadt sein, die Möbel, kleine Beistelltischchen, Umgangsformen und Konversation, alles ist englisch, nur der materielle Standard nicht. Dabei sind alle in einer afrikanischen Kultur aufgewachsen und haben erst mit Beginn ihrer Internatszeit diesen Lebensraum verlassen.

Schüler und Lehrer leiden unter Heimweh. Und wenn die Heimreise auch eine Woche dauert in einem Land ohne geregeltes Transportwesen und mit riesigen Entfernungen und recht teuer ist, die Schüler machen sich mit Begeisterung auf den Weg und erweisen sich darin als enorm lebensstüchtig.

Organisationstalent ist auch für den Schulbetrieb ganz entscheidend. Seit einigen Jahren gibt der Staat kaum noch Geld zum Unterhalt der Schulen außer den Lehrergehältern. Die Eltern zahlen jetzt Schulgeld (75 DM im Jahr und Prüfungsgebühren), aber um den Lebensunterhalt der Schüler zu sichern, muß die Schule sich einiges einfallen lassen. In St. Mark's gibt es Maisfelder, Gemüsegärten, Geflügel- und Fischzucht, Schweine, Rinder sowie Werkstätten für Reparaturen und zur Herstellung von Schulmöbeln z.B. In diesen Produktionseinheiten arbeiten die Schüler - nicht sehr begeistert - und einige festangestellte Arbeiter, so wenige wie möglich, um den Betrieb aufrecht erhalten zu können. Putzhilfen, die es mal gab, sind längst eingespart, Lehrer und Schüler putzen ihre jeweiligen Gebäude selbst. Abfälle, Papier usw. sieht man kaum, nicht etwa weil jeder die Papierkörbe benutzt, sondern weil es nichts gibt, was so wertlos wäre, daß man es einfach wegwirft. Stifte und Hefte haben einen hohen Wert. ("Gibt es bei euch wirklich Schüler, die mehr als einen Kugelschreiber haben?")

Karten und anderes Anschauungsmaterial stellen Lehrer, soweit es geht, selbst her; und manchmal müssen eben 45-50 Schüler in einer Klasse mit 12 Büchern auskommen. Als ein Besucher aus Lusaka Fachbücher für Lehrer mitbrachte, stürzten sich auch um Mitternacht nach einem anstrengenden Tag (in Sambia geht man um 20 Uhr ins Bett) alle Anwesenden mit großer Begeisterung auf diese Bücher. Darüberhinaus hat die Schule zur Zeit ein ziemlich großes Problem. Das Dach eines Schlafsaales für die Schüler ist von Termiten befallen worden und mußte entfernt werden. Die Schüler schlafen hier im Haus unter freiem Himmel und müssen sich in der Regenzeit dann in den anderen Häusern zu zweit ein Bett teilen.

Aus: National Mirror

The Bible or the pot

WHEN they arrived on a certain island in the Pacific, a group of European tourists discovered that the friendly natives had great respect for the Bible.

The Westerners ridiculed the islanders for their stupidity in accepting the fables which had been taught them by what the visitors dubbed "ignorant missionaries."

The leader of the group of islanders listened patiently, then said quietly, "Do you see that big pot over there?"

"Why, yes," replied the Westerners.

"Well," said the native, "you can be thankful for this Book. Before it came we were cannibals. If it were not for this Book, you would now be inside that big pot!"

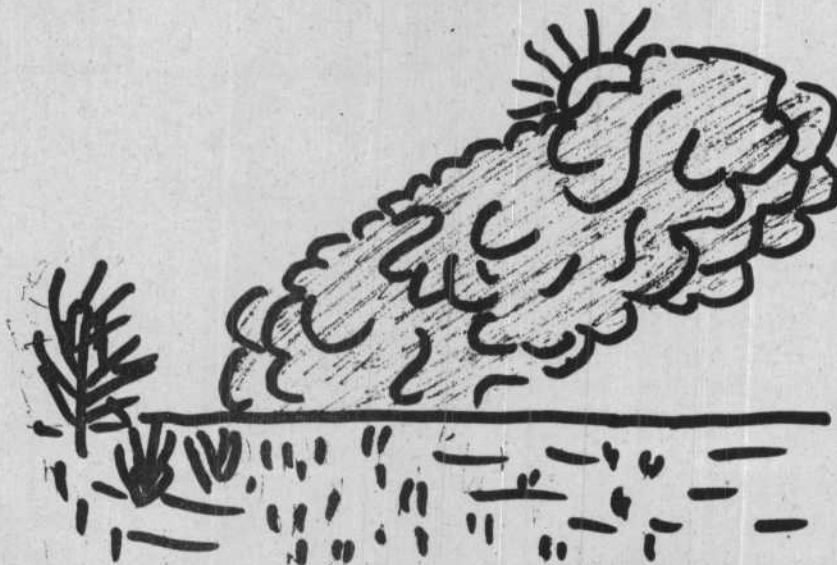
— Signs of the Times

BUSCHFEUER

Es war erst zwei Uhr nachmittags, als es plötzlich dunkler wurde. Wir waren draußen vor dem Haus und wunderten uns über eine Wolke - nein, keine Regenwolke; um diese Jahreszeit regnet es hier nicht. Der gewaltige Qualm kam von einem Buschfeuer, das unserer Schule immer näher rückte.

Uns war nicht ganz wohl zumute bei dem Anblick des riesigen Feuers, obwohl man uns versicherte, daß nichts passieren könnte. Constance wollte mir das Ganze von Nahem zeigen, also gingen wir quer über das abgeerntete Maisfeld der Schule auf das Feuer zu. Niemand schien sich an dem Feuer zu stören, einige Schüler saßen auf dem Gelände der Schule und lernten für ihre nächsten Examen, nur ein Lehrer stand am Rand des Maisfelds und beobachtete das Feuer. Er erklärte mir, daß das Feuer auf dieser Seite von dem Maisfeld, und auf der anderen Seite von der breitesten Straße gestoppt wird. Nur wenn der Mais noch auf dem Feld steht und eine gute Nahrung für das Feuer ist, kann es riskant werden. Dann müssen Schüler und Lehrer mit einfachen Mitteln beim Eindämmen des Feuers helfen. Dann gilt es, das Feuer gemeinsam zu bekämpfen, denn die Stadt ist anderthalb Stunden von der Schule entfernt - und somit auch die Feuerwehr.

Ein paar Kinder hatten ihren Spaß am Feuer. Sie hielten nach Tieren Ausschau, die vor den Flammen davonliefen. Der Lehrer warnte sie vor den Schlangen, die aus dem Gebüsch hervorschnellen könnten, doch die Kinder ließen sich dadurch nicht stören. Das Feuer hatte bereits den Rand des Feldes erreicht und kam nun langsam zur Ruhe; und wir gingen zurück zur Schule.



Trommeln....

David ist der zwölfjährige Sohn des Lehrers Katakete von St. Mark's. Wie für viele Kinder in Zambia ist das Trommeln für David die größte Leidenschaft. Und so sitzt David stundenlang im Hof unter den Bananenpalmen und trommelt seine Lieblingsrhythmen, während ihm die anderen Kinder zuhören. Auch ich bin ein begeisterter Zuhörer der Trommelmusik und nach kürzerer Zeit ein Freund Davids geworden. Viele Nachmittage bin ich zum Haus der Kataketes gegangen, wo Frau und Herr Katakete mich zum Tee eingeladen haben und David versucht hat mich in die Kunst des Trommelns einzuweisen. So habe ich meinen kleinen Trommellehrer gefunden. MB

Trommeln...

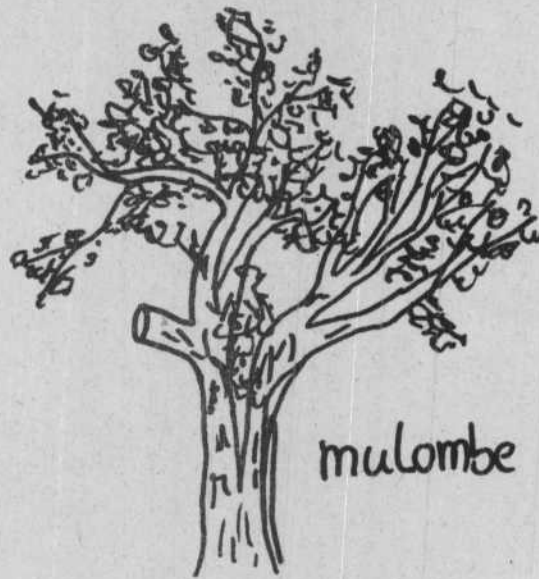
"Wie weit ist es denn bis zum Trommelbauer?" "Nicht weit, wenn wir schneller gehen, vielleicht eine halbe Stunde." "o.k., dann laßt uns losgehen." So bin ich mit drei Jungen von St. Mark's losgegangen, um beim Trommelbauer zwei Trommeln in Auftrag zu geben. Es ist sehr heiß in dieser Mittagszeit und die Wege sind staubig und von Dornen überwachsen. Aus der halben Stunde wird eine, zwei, bis ich nicht mehr weitergehen kann. Die gnadenlose afrikanische Sonne sticht und, nachdem das Wasser in der Feldflasche ausgegangen ist, plagt der Durst. Trotzdem erreichen wir das "nicht-weit-entfernte" Ziel nach zweieinhalb Stunden. MB



ingoma (Trommel)

Trommeln...

Der Trommelbauer von Mapanza heißt Mr. Twaambo. Er hat sein Handwerk von seinen Vorvätern übernommen. Ich hatte Gelegenheit dazu Mr. Twaambo in seinem Dorf zu besuchen. Jetzt möchte ich erklären, wie so eine Trommel gebaut wird...dazu auf der nächsten Seite... MB



mulombe

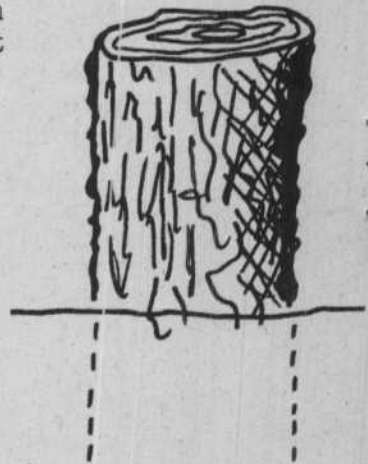
Trommeln...

Wie man eine Trommel baut...

1. braucht man viel Geschick und Erfahrung und dann noch einen Baum (mulombe)
2. wenn man einen mulombe-Baum gefunden hat, wird der Stamm oder ein breiter Ast gehauen.
3. man gräbt ein Loch, daß der Stamm, senkrecht in das Loch gestellt, zur Hälfte im Boden steht. Jetzt steht der Stamm fest und kann bearbeitet werden.
4. mit einer kleinen Axt (imbezo) wird die Rinde entfernt und der Trommel die äußere Form verliehen.
5. mit einem Metallkeil, der an einem langen Stiel befestigt ist, wird der Trommeltorso ausgehöhlt. (chisidisho)
6. mit einer Tierhaut von Ziege oder Rind, die zuvor in den Fluß gelegt und dann in der Sonne getrocknet wurde, wird die Trommel überzogen.
7. jetzt kann die fertige Trommel noch mit Farbe oder Feuer verschönert werden.



chisidisho



Trommeln...MB



imbezo

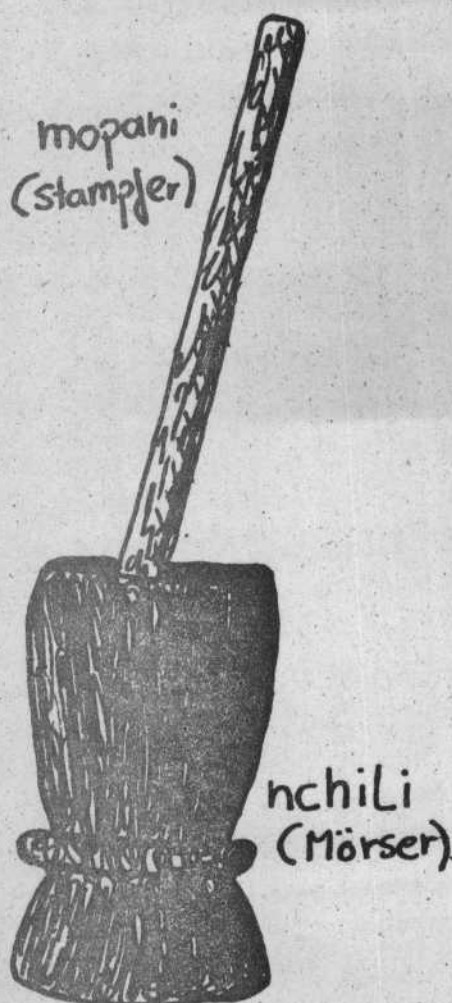
Werbung gegen
Alkoholismus



BAD FATHER NO FOOD SICK CHILDREN



GOOD FATHER GOOD FOOD HEALTHY CHILDREN



aus mumsi-Holz

Transportprobleme.....

mit dem Bus

Auf der Reise von Choma nach Livingstone sollten wir ein öffentliches Verkehrsmittel benutzen und nicht, wie sonst immer, mit dem (später!) heißgeliebten, ungefederten, wackeligen, staubigen alten Minibus der Schule transportiert werden. Die Straße, die von Choma bis an die südliche Grenze Zambias nach Livingstone führt, ist eine der wenigen geteerten Straßen des Landes. Welche Wohltat für uns, die wir schon die staubigen Motocross-Pisten gewöhnt waren, die die Federung jedes Autos irgendwann einmal schaffen.

Um etwa 9 Uhr morgens hat sich unsere Gruppe in Choma eingefunden. Der Bus, der nur einmal täglich fährt, sollte um 10 oder 11 Uhr kommen, so genau kann man das nie sagen.

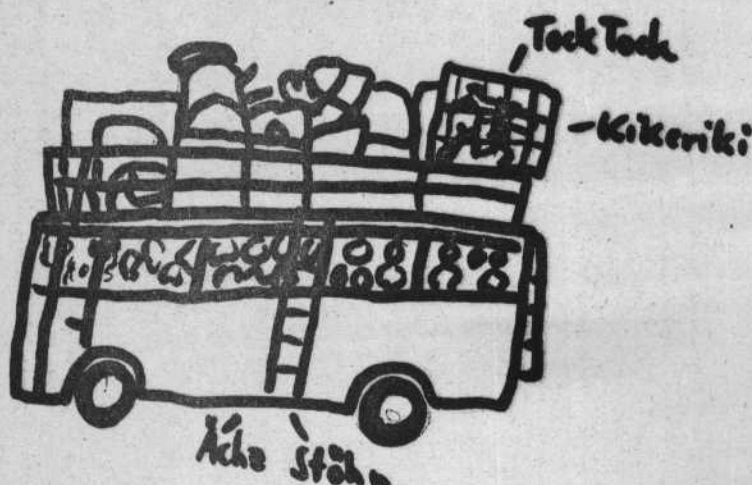
Wir haben geduldig gewartet - kein Problem in der Snack-Bar der Stadt. Warten lernt man in einem Land, in dem Zeit - im Gegensatz zu vielen anderen Dingen - genügend vorhanden ist. Etwa gegen 10 Uhr haben wir uns dann an die Bushaltestelle gestellt, und langsam aber sicher wurde uns immer mulmiger zumute. Der Platz füllte sich immer mehr. Ob die alle in den gleichen Bus wollen, fragten wir uns angesichts der vielen Leute, die alle noch Gepäck dabei hatten. Koffer waren selten zu sehen, eher riesige zusammengebundene Tücher, Kisten, Reisetaschen und: Käfige eng voll mit lebenden Hühnern.

Als der Bus um 11.30 Uhr herum ankam, eigentlich recht pünktlich, ging das Gerenne los. Die Pfiffigsten unter den Wartenden liefen dem Bus ein Stück entgegen, um sich an die Tür zu hängen und so sicher zu sein, als Erste in den Bus zu kommen. Der Bus kam zum Stehen, und die meisten standen hintereinander in einer Reihe, so ruhig und geduldig, als wäre nichts gewesen. Nur wir hatten natürlich den Anschluß verpaßt. Zunächst mußten wir uns um unser Gepäck kümmern, es wurde auf dem Dach verstaут, neben den Hühnern war dann ja auch genug Platz dafür.

Unser Fahrer, der uns von der Schule nach Choma gebracht und mit uns gewartet hatte, weil er wohl vermutet hatte, daß wir nicht klar kämen, ging nun zum Schaffner und redete auf ihn ein. Nach einer Weile kam er lächelnd auf uns zu und erklärte, wir könnten jetzt in den Bus einsteigen. Die ganze Schlange wartete noch. Es war uns furchtbar peinlich. Nicht nur, daß wir durch die Hautfarbe und Kleidung auffielen, jetzt auch noch dadurch, daß wir an allen Wartenden vorbei in den Bus einsteigen und uns die besten Plätze (SITZ-Plätze) schnappen sollten. In der Schlange entstand Unruhe. "Ihr seid nichts besseres als wir, nur weil ihr weiß seid," hörten wir und anderes, was wir nicht verstanden. Für unseren Fahrer war es ein Gebot der Höflichkeit, für seine Gäste angemessen zu sorgen, aber für uns war es sehr unangenehm. Andererseits waren wir, ehrlich gesagt, alle sehr froh, Sitzplätze zu haben. Wir saßen ganz hinten und stellten das restliche Gepäck so in den Gang, daß man darauf sitzen konnte. Obwohl alle die Szene erlebt hatten, trug es uns niemand nach, und alle waren wie sonst auch freundlich zu uns.

Vollgepfropft bis zum Geht-nicht-mehr ist der Bus dann losgeschaukelt; anfangs haben wir noch ängstlich auf die merkwürdigen Geräusche geachtet, die von der Achse zu kommen schienen. Wenn ein Bus meilenweit vom nächsten Ort liegenbleibt, muß man nämlich selbst sehen, wie man weiterkommt.

Der Bus ist aber nicht zusammengebrochen, und an der ersten der drei Haltestellen konnten wir uns eine Erfrischung gönnen. Viele Frauen hatten auf den Bus gewartet mit Körben voll Orangen, Eiern, Fisch, gebratenen Hühnerschenkeln und Kassava, einer Wurzelart. Aus den Fenstern heraus wurde dann gehandelt, worin wir bestimmt nicht so geschickt waren wie unsere Mitreisenden, aber wir konnten mit Orangen unseren Durst löschen. Nach etwa 4 Stunden sind wir dann völlig verschwitzt und steif vom Sitzen in Livingstone angekommen. Die Reise hat jeden von uns 10 Kwacha gekostet, das entspricht in etwa dem Fahrpreis von Gladbeck nach Essen, und das für gute 300 km. Trotzdem ist eine solche Busreise längst nicht für jeden erschwinglich: der Preis entspricht nach dem staatlichen Mindestlohnsatz dem Arbeitslohn für 20 Stunden Arbeit.



Transportprobleme.....

mit dem Zug

Auf der Rückreise vom Gwembe-Valley nach Lusaka wollten wir diesmal das andere Transportmittel ausprobieren, den Zug. Es existiert in der Südprowinz nur eine Eisenbahnstrecke, die von Regierungsbeaten und dem Militär bewacht wird aus Sorge vor Anschlägen aus Südafrika. Morgens um 4 Uhr wurden wir mit den sogenannten "Pick-ups", Kleintransportern mit offener Ladefläche, zum Bahnhof nach Batoka gefahren. Nachts ist es bitterkalt, vor allem wenn man hinten auf dem offenen Wagen sitzt. Die Nacht war sternenklar, was uns ein bißchen dafür entschädigt hat, daß wir uns in unsere Schlafsäcke wickeln mußten, um nicht wichtige Körperteile, wie Finger, Füße, Nasen, etc. zu verlieren. Nach einer Stunde Fahrt kamen wir am Bahnhof an. Was man so Bahnhof nennt! Neben den Schienen stand eine winzige Hütte, in der die Fahrkarten verkauft wurden. So durchfroren, wie wir waren, haben wir die Schlafsäcke gar nicht erst eingepackt, sondern uns gruppenweise in sie eingerollt, was eine von uns NachtEULEn unbedingt photographisch festhalten mußte. Daß die Kamera einen Blitz hatte, ist uns später zum Verhängnis geworden.

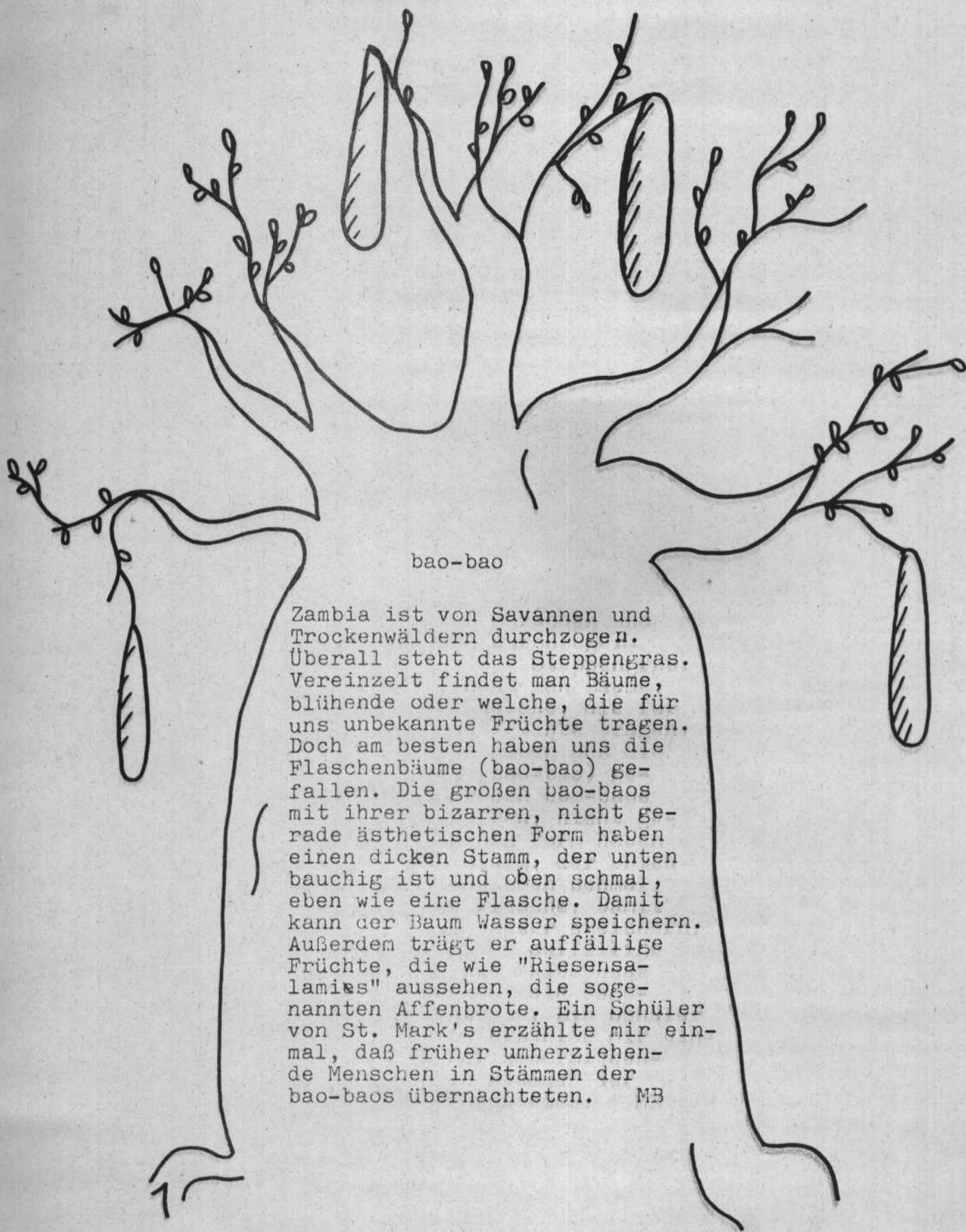
Als der Zug mit einer Stunde Verspätung kam, haben wir mit viel Mühe unsere 200 kg Gepäck in den Zug gehievt. Wir hatten uns erste Klasse gegönnt, aber angesichts der vielen Leute, Mütter mit Kindern vor allem, die auf dem Boden saßen, durften wir auch hier nicht auf Sitzplätze hoffen. Nach einiger Zeit sprachen einige Soldaten und der Bahnhofswärter aus Batoka, der mitgefahren war, einen unserer Lehrer an. Es war nun abzusehen, daß wir Ärger bekommen würden.

Und so war es dann auch. Am nächsten Bahnhof, wir hatten gerade Sitzplätze bekommen, wurden wir herausgebeten, was mit einigen Schwierigkeiten verbunden war, da der Zug so voll wurde, daß man sich kaum bewegen, geschweige denn mit dem ganzen Gepäck aussteigen konnte. Die Soldaten haben uns den Weg freigemacht und uns in das Büro des Bahnhofs in Monze gebracht. Das war etwa 7 Uhr morgens.

Es hat etwa eine Stunde gedauert, bis wir den Beamten klar gemacht hatten, daß wir harmlose Reisende sind und nicht etwa Spione für Südafrika. Nachdem wir den Kamerafilm abgegeben hatten, konnten wir gehen, doch leider hatte der Zug nicht auf uns gewartet. Er fährt ebenfalls nur einmal am Tag.

So übten wir uns in Geduld. Wir hatten Glück. Bekannte vom Christian Council in Lusaka trieben einen Wagen mit Fahrer auf. Nach acht Stunden Wartezeit hat er uns dann abgeholt, so daß wir am frühen Abend die restlichen ca. 250 km bis Lusaka geschafft hatten.



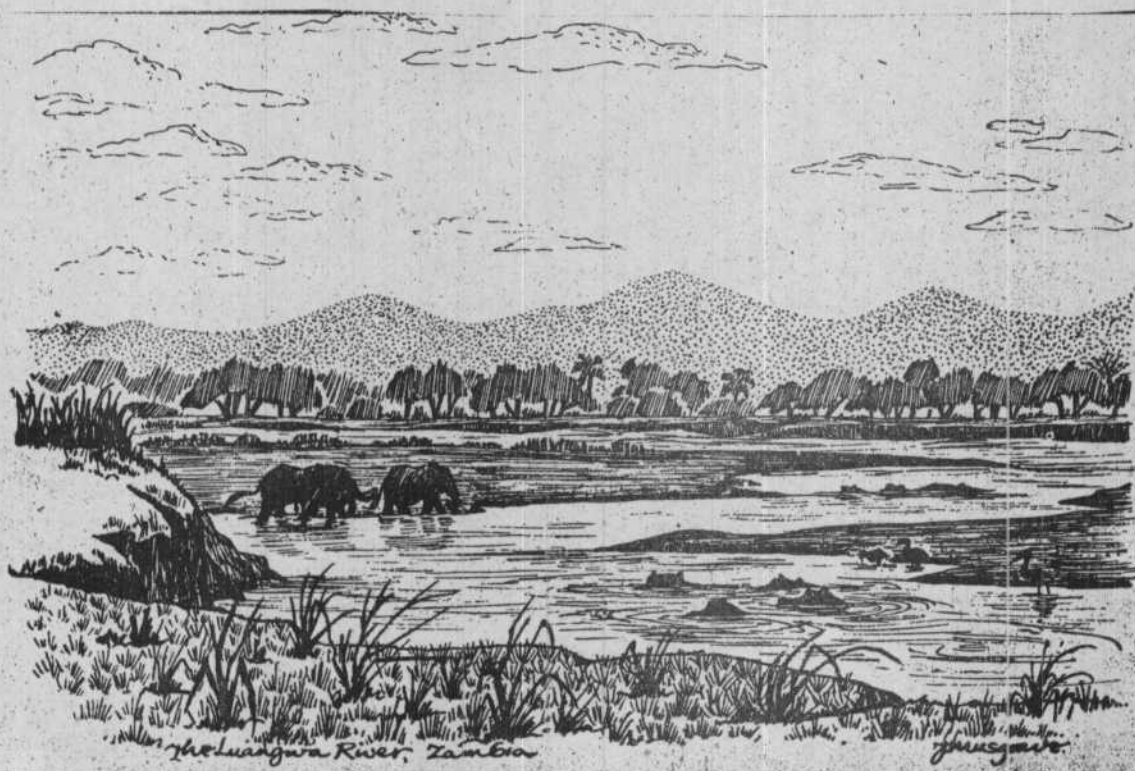


bao-bao

Zambia ist von Savannen und Trockenwäldern durchzogen. Überall steht das Steppengras. Vereinzelt findet man Bäume, blühende oder welke, die für uns unbekannte Früchte tragen. Doch am besten haben uns die Flaschenbäume (bao-bao) gefallen. Die großen bao-baos mit ihrer bizarren, nicht gerade ästhetischen Form haben einen dicken Stamm, der unten bauchig ist und oben schmal, eben wie eine Flasche. Damit kann der Baum Wasser speichern. Außerdem trägt er auffällige Früchte, die wie "Riesensalamias" aussehen, die sogenannten Affenbrote. Ein Schüler von St. Mark's erzählte mir einmal, daß früher umherziehende Menschen in Stämmen der bao-baos übernachteten. MB

Sambia - für Touristen

Was erlebt ein Tourist in Sambia? Nach dem Informationsmaterial der sambischen Botschaft ist es eine Reise wert: Nationalparks, die Viktoriafälle, eine Bootsfahrt bei Sonnenuntergang auf dem Sambesi, ein "typisch" afrikanisches Dorf. Auch wir waren drei Tage lang begeisterte Nur-Touristen auf Fotosafari in der Tierwelt und an den Wasserfällen. Gleichzeitig konnten wir mitbesichtigen, wie sich das Land für den Touristen darstellt, am extremsten im Intercontinental-Hotel neben den Viktoriafällen. Swimmingpool, Terrassen, beflissene Kellner, keine Versorgungsprobleme, alles für den verwöhnten Gast, der mit dem Flugzeug zur Stippvisite kommt, inklusive Rundflug über den Fällen, Bustour durch den Tierpark, Bootsfahrt bei Sonnenuntergang, alles in zwei Tagen zu erledigen, man will ja keinen Stress, sagen wir eine Woche, mit Erholung im Hotel und vielleicht noch Besuch im Livingstone-Museum, der hat ja schließlich als "erster" die Fälle entdeckt. Für den Touristen gehört selbstverständlich Brot zum Frühstück (zugegeben, darauf sind wir ein bißchen neidisch gewesen!), aber er gewinnt vorsichtshalber keine Vorstellung davon, daß er den Monatslohn eines Sambianers am Tag ausgibt, für deutsche Verhältnisse sind die Preise des Exklusiv-Hotels nicht einmal besonders hoch. Vielleicht wundert sich der Tourist noch, daß aus den Viktoria-Fällen nicht mehr Kapital geschlagen wird, man könnte z.B. Eintritt nehmen. An der Zimbabwe-Seite wird der Tourismus etwas professioneller angegangen. Es gibt nicht nur Holzfiguren zu kaufen, sondern auch Elfenbein, Krokodilleder ("garantiert nicht von wildlebenden Tieren") und T-Shirts mit dem Aufdruck "Rettet die Nashörner!" Für einen Touristen, der europäische Urlaubsorte kennt, ist trotzdem alles eher beschaulich und ruhig. Befremdend und unwirklich kann es nur dem erscheinen, der ein bißchen mehr von den Lebensbedingungen der Landes kennengelernt hat. Als Hoteltourist verläßt man seine Welt nicht, man wechselt nur die Kulissen.



Auf dem Markt in Lusaka:

Die afrikanischen Märkte sind etwas ganz besonderes. Lusaka hat den größten Markt des Landes, den wir während unseres Aufenthaltes in Zambias Hauptstadt besucht haben. Die Marktstände stehen unmittelbar nebeneinander und bilden so kleine Gassen, daß man Schwierigkeiten hat sie mit mehreren zu passieren. Man findet neben Mais für *nshima*, den Maisbrei, unzählig viele Früchte, Gemüse und auch *chitenge*, die Stoffe, die sich Frauen zu Röcken binden.

Plötzlich läuft ein Mann mit einer Kiste Tomaten auf dem Kopf und gefolgt von etwa einem Dutzend Männer über den Markt. Nanu, warum denn das???-Ja, der Mann ist ein Dieb, der während des Stehlens der Tomaten erwischt worden ist. Nun wird er gemäß der Gesetze des Marktes eine lange Zeit über den Markt gehetzt, anstatt daß er der Polizei ausgeliefert wird. Häufig werden Diebe nach dem Lauf durch die gaffende Menge auch noch verprügelt. Und das alles wegen der Kiste Tomaten. MB

Sonne als Uhr:

Einmal wollte uns eine alte Tonga-Frau besuchen. Da sie nur Tonga sprach, mußte mir jemand das Gesprochene ins Englische übersetzen. Ich habe dann nach der Uhrzeit gefragt, zu der sie kommen würde. Als Antwort zeigte sie gen Himmel und sagte: "Wenn die Sonne dort steht, werde ich kommen." MB

Choono
(Tonga-Stuhl)





Als unsere Gäste aus Sambia hier waren, fiel uns vor allem in den letzten zwei Wochen der Kaufrausch bei einigen auf, die Angst, für sich persönlich nicht genug mitnehmen zu können und die für uns unangenehme Konkurrenz untereinander. Der private Egoismus schien über alles zu gehen. Theoretisch hatten wir natürlich Verständnis nach dem Motto: wenn man das alles in Sambia nicht bekommen kann.

Überheblichkeit war aber völlig fehl am Platz. Auch bei uns gab es Probleme mit der Gepäckbegrenzung angesichts der Trommeln, Figuren und anderer Erinnerungsstücke, die sich als einmalige Gelegenheit, aber meist in Übergröße, anboten und bestimmt weniger lebenswichtig waren. Und als wir uns eine Woche selbst versorgen mußten unter etwas eingeschränkten Bedingungen, war das soziale Verhalten auch nicht gerade gelassen zu nennen.

Welche Auswirkungen muß es dann haben, seit Jahren in einer Mangelgesellschaft zu leben, wo sich eher Verschlechterungen als Verbesserungen ankündigen?

Im Staat ist bei fast allem nicht genug für alle da: Nahrungsmittel, Kleidung, einfache Dinge zum Leben wie Nähadeln und Eßlöffel, Busplätze, Möglichkeiten, zur weiterbildenden Schule zu gehen, Studienplätze und bezahlte Arbeit.

Auf dieser Basis erscheint Egoismus überlebensnotwendig. Es handelt sich auch nur bei kleinen Dingen um persönlichen Egoismus, bei größeren wird das Interesse der Familie und Verwandtschaft verfolgt. Auf diese Beziehungen ist jeder ständig angewiesen. Wenn dann jemand z.B. einen Arbeitsplatz hat, ist es selbstverständlich, daß er seine Möglichkeiten auch zum Nutzen der Verwandtschaft einsetzt. Wenn man reisen muß, ist man auf Unterkunft bei Verwandten angewiesen. Hat man mit der Bürokratie zu tun, können Verwandte und Freunde verschlossene Türen öffnen und langwierige Verfahren beschleunigen.

Der Staat bringt in der Bürokratie zu viele Menschen unter bei häufig sehr geringem Lohn, aber erheblicher Macht, ein wesentlicher Grund für Korruption. Schon an der Zollkontrolle am Flughafen begrüßten uns Plakate: "Stoppt die Korruption!"

Auf der anderen Seite gibt es Werte, für die die meisten Sambianer einstehen und die das Land seit der Unabhängigkeit viel gekostet haben. Es wurden und werden Flüchtlinge aus den Nachbarländern Angola, Südrhodesien (heute Zimbabwe), Namibia, Südafrika und Mozambique aufgenommen und unterstützt im Einsatz für die Unabhängigkeit dieser Länder. Heute leben vor allem viele Flüchtlinge aus Südafrika im Land, zweimal schon Grund genug für Bombenangriffe der südafrikanischen Regierung. Darüberhinaus kommen zur Zeit in der Ostprovinz wöchentlich bis zu 3000 Flüchtlinge an, die vor dem Krieg in Mozambique fliehen. Bei einer Bevölkerung von 6 Mill. Einwohnern ist der Anteil der Flüchtlinge sehr viel höher als bei uns der Anteil der Asylanten, obwohl das Land seit Jahren wegen des Verfalls der Kupferpreise noch zunehmende wirtschaftliche Probleme hat.

Fernseher im Busch?

Noch sind Fernsehgeräte in den ländlichen Gegenden Sambias äußerst selten, die heimlichen Wünsche aller konzentrieren sich eher auf Radiorecorder, auch ein westliches Industrieprodukt, auf das jeder Besitzer so stolz ist, daß es bei Besuchen eine ständige Geräuschkulisse bildet.

Im Gästehaus der St. Mark's Schule gab es ein Fernsehgerät, Ergebnis des Besuches letztes Jahr, und etliche Lehrer kamen, um vor allem die Nachrichten zu sehen.

Eigenartig wirkt ein Bericht über Hochwasser in der Schweiz, wo Verletzte mit Hubschraubern in Krankenhäuser gebracht wurden, wenn man nachmittags die Krankenstation besichtigt hat, vor der seit Jahren das Wrack eines Krankenwagens steht und wo alle vorhandenen Medikamente in einen Schuhkarton passen würden. Akut Kranke oder Verletzte, die auf schnelle medizinische Hilfe angewiesen wären, sind hier verloren. Sie müßten den eventuell Tage dauernden Transport zu Fuß zur Station überstehen und, falls die Pfleger hier, was sehr gut möglich ist, nichts tun können, auch noch den Weg zum nächsten Krankenhaus.

Wie Hohn erscheint die Reklame für Schuhe, Zahnpasta oder Getränke, die es auf dem Lande, selbst wenn man das Geld hätte, gar nicht zu kaufen gibt.

Besonders extrem ist die Werbung für Discos und Restaurants in Lusaka, besonderes Merkmal: bewachter Parkplatz.

Wir sind ziemlich schnell bereit zu sagen; was soll so ein technisches Gerät im Busch. Das Geld wäre sinnvoller auszugeben, um Grundbedürfnisse zu befriedigen. Das Fernsehen weckt nur Bedürfnisse, die doch nicht gestillt werden können, es spiegelt unerreichbare Traumwelten vor, es zerstört die eigene Kultur usw.

Aber: es ist wie das Radio die einzige Verbindung zur Außenwelt, weil es kaum Bücher und Zeitungen gibt.

Haben wir das Recht, zu bewerten, was andere tun, nur weil wir schon genug schlechte Erfahrungen mit der Fernseh"kultur" haben? Kann sein, daß es dazu beiträgt, die traditionelle Kultur zu verändern, die wir vielleicht lieber erhalten sehen.

Das geben weiße Politiker in Südafrika auch an als Grund für die Rassentrennung: Die Afrikaner sollen ihre eigene Kultur erhalten.

Wir sollten uns hüten, irgendwen zu bevormunden.



Nachwort

Als wir dies Heft zusammenstellten, kamen viele Fragen auf: Warum haben wir nichts von den Brautpreisen, von den Schatten, von der Rolle der Frauen, von den Tongas am Karibasee usw. usw. geschrieben? Uns fielen auf Anhieb noch Themen ein, die ein Buch gefüllt hätten.

Einiges findet man noch im folgenden Arbeitsbericht, aber über vieles trauten wir uns auch nicht zu schreiben, weil wir uns nicht sicher waren, ob es so ankommt, wie wir es meinen.

Natürlich ist der überwältigende Eindruck bei einer Reise in ein Entwicklungsland zunächst die Armut. Viele Rezepte dagegen sehen von Ferne ganz gut aus, werden aus der Nähe betrachtet aber sehr fragwürdig. Besichtigung von Armut ist aber nicht der Sinn einer solchen Reise.

Wir haben vor allem die Lebenseinstellung, das Organisations-talent, die Gastfreundschaft und Freundlichkeit sowie Neidlosigkeit der Menschen kennengelernt und Freunde gewonnen.

Der Sinn der Reise hängt auch von den Folgen ab.

Wir brauchen Schüler und Lehrer, die bereit sind, sich für die Schulpartnerschaft einzusetzen und eine Weiter-führung zu ermöglichen durch Vorbereitung eines Besuchs einer Delegation der Partnerschulen und und vielleicht einer weiteren Reise nach Zambia.

Wir haben gesehen, was an den Schulen am dringendsten be-nötigt wird, und hoffen, daß eine Hilfsaktion zustandekommt mit Sach- und Geldspenden.

Vor allem wichtig ist auch eine Festigung des Kontaktes durch Brieffreundschaften. Viele Schüler haben uns ihre Adressen gegeben und warten auf Post aus Deutschland. Wir geben euch gern die Anschriften, und hervorragendes Englisch ist nicht unbedingt erforderlich, um sich ver-ständlich zu machen.

Petra Sporkmann
Petra Matern
Stefan Eulerling
Michael Borowiak

4390 Gladbeck, den 02.09.1987
Gesamtschule Gladbeck
Fritz-Erler-Str. 4
4390 Gladbeck

Bericht über den Arbeitseinsatz in Zambia vom 17.07. - 15.08.1987

Abflug: Donnerstag, 16. Juli 1987, 19.10 Uhr, Frankfurt, -
Ankunft Lusaka, 7.00 Uhr

Transport zu den Schulen St. Mark's Secondary School, Mapanza und Macha Secondary School, Choma.

Unsere zehnköpfige Reisegruppe teilte sich in zwei Gruppen auf:

 drei Schüler mit zwei Lehrern an die St. Mark's Jungeninternatsschule,
 drei Schülerinnen mit zwei Lehrern an das Mädcheninternat in Macha.

Arbeitseinsatz in St. Mark's Secondary School:

Zunächst lernten wir die Schule, das Schulgelände und die verschiedenen "production units" kennen. Die Schulen in Zambia sind zum größten Teil auf Selbstversorgungs- und Selbstfinanzierungsbasis aufgebaut. Abgesehen von umgerechnet 75 DM Schulgeld, wird ein Teil der Kosten in den production units erwirtschaftet. Die production units in St. Mark's bestehen aus einem Geflügelhof mit Enten, Hühnern und Perlhühnern, einer Schweinezucht im Aufbau, einem ausgedehnten Gemüsegarten, Maisfeldern, Fischzucht und einer Rinderherde. Außerdem gehören Werkstätten zum Bau und zur Instandhaltung der Schulmöbel und Schulgebäude dazu.

Am Samstag, dem 18.7.1987, begannen wir mit einem Arbeitseinsatz im Schulgarten. Wir legten neue Beete an, d.h. der sehr harte, trockene Boden wurde losgehackt und zerkleinert und durch Bewässerung zur Bepflanzung vorbereitet. Am Montag arbeiteten wir daran weiter und setzten Kohlpflanzen, nachdem Gräben zum Wasserauffang um die Beete gezogen wurden. Im Laufe des Nachmittags kamen Schülergruppen hinzu, die Gartenarbeit auf ihrem Stundenplan hatten. Im Sinne der Arbeit erwies sich das als wenig effektiv, da die Zeit dann in erster Linie zum Erfahrungsaustausch genutzt wurde.

Am nächsten Tag arbeiteten wir auf Grund dieser Erfahrung in der Schreinerwerkstatt und stellten Schulbänke her. Die Arbeit bestand daraus, Bretter auf Maß zu sägen, hobeln, bohren, zusammenschrauben. Diese Arbeit wurde mit sehr einfachem Werkzeug ohne Verwendung von Elektrizität durchgeführt. Im Schatten der Bäume fiel uns die Tischlerarbeit erheblich leichter als die Gartenarbeit in praller Sonne.

Am Mittwoch konnten wir mit unserer ursprünglich geplanten Arbeit beginnen. Wir stellten Ziegel her für den Ausbau des Schweinestalls. Dazu machten wir eine Zement-Sand-Mischung, die in eine Form gefüllt und dann zum Trocknen in der Sonne gestürzt wurde. Es handelte sich um eine körperlich schwere Arbeit, die wir uns dadurch erleichterten, daß wir die gefüllte Form zu zweit trugen.

Nach sechs Arbeitstagen hatten wir die für den Schweinestall notwendige Zahl an Hohlblocksteinen hergestellt.

Am 29.7.1987 begannen wir dann mit Ausschachtungen der Fundamente für den Schweinestall. Dieser Schweinestall wurde als Anbau geplant an den schon vorhandenen Schweinestall. Da das Gelände etwas abschüssig ist, mußte das Fundament ziemlich tief angelegt werden. Unter Mithilfe von Schülern wurde am nächsten Vormittag das Ausschachten fertiggestellt und am Nachmittag das Fundament gegossen.

Dieser zweiwöchige Aufenthalt an der Schule beinhaltete natürlich nicht nur Arbeit, sondern ermöglichte auch vielfältige Kontakte. Die Teilnahme am Schulleben beschränkte sich auf den Spätnachmittag und Abend. In unserer freien Zeit konnten wir an Arbeitskreisen der Schüler wie Sport, Tanz, Musik teilnehmen. Zweimal wurde eine sog. Variety-Show veranstaltet, bei der Schüler ein selbsterarbeitetes Programm vorstellten mit Theaterstücken, traditioneller Musik und dazu Tanz und Wettbewerben im Nahima-Essen, Discotanz und "Wer ist der ordentlichste Schüler der ganzen Schule?". Uns wurde weiter ermöglicht, die umliegenden Dörfer zu besuchen und zu einem "African Doctor" (Medizinmann) zu fahren und uns seine Arbeitsweise demonstrieren zu lassen. An einem Sonntag fuhren wir außerdem in den Nationalpark 'Loch in var'.

Arbeitseinsatz in Macha Secondary School

Am Sonntag, dem 18.7.1987, erhielten wir einen ersten Überblick über die Schule, das Schulgebäude mit den Internatahäusern, den Lehrerhäusern und den production units.

Unser erster Arbeitseinsatz in den production units bestand in der Bewässerung des Gemüsegartens. Bei dieser Arbeit lernten wir die Bodenbeschaffenheit, die enorme starke Wasserverdunstung, einige Arbeitsgeräte und den Umgang mit ihnen kennen. Hierbei kam es zu ersten Gesprächen mit den Schülerinnen. Wir erfuhren, daß der Arbeitseinsatz jeder Schülerin in den production units verpflichtend und auf 1 1/2 Stunden pro Woche festgelegt ist.

Innerhalb unserer täglichen Arbeitseinsätze in den folgenden 2 Wochen wurden wir in kleine Gruppen aufgeteilt. Jede Gruppe bestand aus jeweils einer deutschen Schülerin und 2 bis 3 zambischen Schülerinnen, die unterschiedlichste Arbeiten leisteten:

- Die erste Gruppe beschäftigte sich mit der Bewässerung der Felder.
- Die zweite Gruppe kultivierte den Boden zur anschließenden Bepflanzung.
- Die dritte Gruppe setzte Stecklinge (Kohl, Tomaten).

Zusätzliche Arbeitseinsätze bestanden darin, an den Hühnerställen zu arbeiten und den neu entstehenden Fischteich mit Ziegelsteinen auszulegen.

Erfahrungen bei unserem Arbeitseinsatz:

Besonders in den ersten Tagen bereitete uns das Klima Schwierigkeiten. Die für uns enorme Hitze ließ zu Beginn keine harte körperliche Arbeit zu. (Kreislaufschwäche). Ein besonderes Problem stellte die Bearbeitung des Bodens dar. Der Boden war sehr hart und konnte mit den zur Verfügung stehenden einfachen Arbeitsgeräten nur mühsam bearbeitet werden. Aus Gesprächen erfuhren wir, daß der Boden relativ unfruchtbar ist und daher viel natürliche sowie künstliche Düngung braucht. Eine zusätzliche Verschlechterung der Bodenqualität wurde durch die jahrelange, einseitige Bepflanzung mit Kohl, Tomaten und Mais verursacht. Eine zur Steigerung der Bodenqualität notwendige Mischkultur wird durch die traditionelle Eßkultur und das fehlende Saatgut verhindert. Die zur Verfügung stehende geringe Menge an Wasser sowie die starke Verdunstung bewirken eine weitere Austrocknung des Bodens.

Arbeitseinsatz am Karibasee

Am Freitag, dem 31.7.1987, fuhren wir alle gemeinsam nach Livingstone zum Besuch der Victoriafälle und anderer touristischer Sehenswürdigkeiten. Von dort aus reisten wir über Choma nach Siuazese am Karibasee zum Gwembe South

Development Project der Gossner Mission. Dieses Projekt wurde gegründet als Hilfe für die Tal Tongas, die das Kariba-Tal nach der Anlage des Karibastausees verlassen mußten und auf die unfruchtbaren Berge zwangsumgesiedelt wurden. Die Gossner Mission versucht durch mehrere Bewässerungsprojekte eine Lebensgrundlage für die Tongas zu schaffen. Darüber hinaus unterstützt sie Initiativen im Hausbau und in der Ausbildung der Frauen.

Am Montag, dem 3.8.1987, begannen wir mit unserer Arbeit in Buleya Malima, einem Bewässerungsprojekt in der Nähe des Sees, das aus einem Zitrusgarten und Ackerflächen für ca. 75 Bauern besteht. Das Farmerkomitee teilte uns einzelnen Bauernfamilien zu, denen wir bei der Feldarbeit geholfen haben. Die Arbeit bestand in Bewässerung, Bananenstauden setzen, Feld umgraben, jäten und Tomaten ernten. Wir nahmen in vielen Bereichen teil am Leben der Familien auf den Feldern, denn die Hütten liegen z.T. einige Stunden von den Feldern entfernt, so daß sie den ganzen Tag auf dem Feld zubrachten.

Am Dienstag arbeiteten wir weiterhin in Buleya Malima, während wir am Mittwoch auf ein anderes Projekt geschickt wurden, nach Nkaudabwe.

Dieses Projekt kann normalerweise unter Ausnutzung der Gravität ohne Pumpeneinsatz aus einem Kohlensee bewässert werden. Zur Zeit unseres Aufenthalts war der Wasserstand zu niedrig, weil der Damm nicht hoch genug ist, um genügend Wasser in der Regenzeit aufzustauen. Durch Pumpen wurde die Bewässerung sichergestellt. Unsere Arbeit bestand zunächst darin, Bananenstauden zu fällen, die zu dicht an Bewässerungsgräben gepflanzt waren, so daß ihre Wurzeln die Kanäle zerstörten. Das Bananenlaub mußte weggetragen und die Wurzeln sorgfältig ausgegraben werden. Am folgenden Tag konnten wir auch damit beginnen, Bewässerungsgräben zu reinigen und an reparaturbedürftigen Stellen die Steine zu entfernen. Im Anschluß daran mauerten wir neue Ankleidungen an die Bewässerungskanäle. Diese Arbeit setzten wir am nächsten Tag fort, allerdings ging in Laufe des Vormittags der Zement aus, welcher nur unter großen Schwierigkeiten besorgt werden konnte. Nachmittags hatten wir ein Gespräch mit dem Farmerkomitee, das dieses Projekt völlig selbständig führt. Sie erzählten uns von ihren Problemen bezüglich Saatgut, Vermarktung und Organisation. Die Farmer waren sich vor allem des Problems bewußt, daß sie zu viele Tomaten anbauten und wenig anderes Gemüse, wie Kartoffeln, Zwiebeln und Okra.

Samstag, dem 8.8.1987, halfen wir morgens bei einzelnen Familien in Nkaudabwe auf dem Feld; nachmittags besichtigten wir eine hochtechnisierte Bewässerungsfarm von 2.000 ha Größe der Firmen Ilimu LTD und Hoechst in Sinatongwe.

Ab Montag waren wir im dritten Bewässerungsprojekt der Gossner Mission in Siatwinda. Das Projekt 'Siatwinda' leidet extrem unter der seit Jahren herrschenden Dürre. Der Wasserstand des Karibasees ist während dieser Zeit um 6 - 7 Meter gesunken, so daß die Rohre der Bewässerungsanlage um ca. 4 km verlängert werden mußten. Zur Zeit ist es deshalb nur möglich, die Hälfte der Anlage zu bewirtschaften. Unser Arbeitseinsatz hier bestand in der Hilfe bei der Tomatenernte, im Bewässern von Feldern und im Abdichten von Kanälen, die nicht ausgekleidet waren.

Unsere Erfahrungen waren vor allem geprägt von dem Gegensatz zwischen kleinen Projekten mit angepaßter Technologie der Gossner Mission und der hochtechnisierten Landwirtschaft im großen Stil auf der Bucci-Farm der multinationalen Konzerne.

Während die große Farm auf Effektivität mit entsprechendem Kapitaleinsatz ausgerichtet ist und im wesentlichen Tagelöhnerarbeit anbietet, sollen die kleinen Projekte den Bauern zur Selbständigkeit verhelfen, leiden aber darunter, daß das Geld zur Anschaffung von ausreichenden Transportmitteln fehlt. Diese Transportmittel sind unbedingt notwendig, um das Gemüse auf die recht weit entfernten Märkte bringen zu können.

Im Rückblick hat für uns der Aufenthalt vor allem seine Bedeutung darin, die Lebens- und Arbeitsbedingungen in Zambia kennengelernt und teilweise selbst erfahren zu haben.

Die Sicherung der Existenz verlangt einerseits eine erhebliche Planung und viel Organisationstalent, da alles, was nicht selbst hergestellt oder angebaut werden kann, nur unter größten Schwierigkeiten heranzuschaffen ist, andererseits wird langfristiges Denken erheblich erschwert, da zunächst die Nahrung für den nächsten Tag oder die nächste Woche sicherzustellen ist. Gravierend erscheinen in diesem Zusammenhang Probleme der Wasserversorgung nicht nur zur Bewässerung, sondern vor allem für den täglichen Bedarf an Trinkwasser und zur Reinigung.

Viele Erlebnisse am Rande, die zu erzählen zu weit führen würde, gaben uns Einblick in die Lebensart und Kultur Zambias, so daß wir ein sehr lebendiges Bild dieses Landes mit uns nahmen.

Petra Katern

Michael Borowicz

Stef Eulien

Petra Spornma

Fazit nach erlebnisreichen Tagen auf dem schwarzen Kontinent:

Gesamtschule will Kontakte mit Zambia weiter ausbauen

Von einer Reise nach Afrika kehrten in diesen Tagen sechs Schüler und vier Lehrer der Gesamtschule Gladbeck zurück. Von ihren Erlebnissen berichtet für die RN die Schülerin Petra Matern.

„Ausgefallene Ferien hatten wir! Anstatt im deutschen Regen zu verweilen oder uns faul am Mittelmeer zu räkeln, sind wir nach Zambia gereist, daß im südlichen Teil des afrikanischen Kontinents liegt und rund 8000 Kilometer von Deutschland entfernt ist.

Wie schon in mehreren Artikeln berichtet, bekamen wir im letzten Jahr Besuch aus dem sogenannten Dritte-Welt-Land. Schüler und Lehrer zweier zambischer Schulen haben im September letzten Jahres mit uns gelebt und unsere Stadt und Umgebung kennengelernt. Wir wollten nun unsere Großen Ferien dazu nutzen, unsere neu gewonnenen Freunde und das Land, in dem sie leben, zu besuchen. Der Zweck der Reise war also kein touristischer und unser Reiseziel kein Hotel.

Am 16. Juli flogen wir los, vollgepackt mit Geschenken und Gegenständen, die dort dringend benötigt werden, wie z. B. einem Anlasser und einem Winkelschleifer. Die ersten beiden Wochen verlebten wir mit unseren Freunden an den Internatsschulen. Hier hatten wir die Möglichkeit, zu erfahren, unter welchen Bedingungen an einer zambischen Schule ge-

lehrt und gelernt wird. Die Schulgebäude stammen teilweise noch aus der Kolonialzeit Zambias unter den Engländern, aber auch sonst sind noch englische Einflüsse zu spüren. Der gesamte Unterricht wird in Englisch abgehalten, die Prüfungsunterlagen zur Abschlußprüfung werden aus London eingeschickt.

Für uns Schüler – und wohl auch für die Lehrer – ist die strenge Disziplin und der unbedingte Gehorsam der zambischen Schüler unvorstellbar. Beim Verstoß gegen die Schulordnung, muß beispielsweise ein Baum zur Strafe gefällt und seine Wurzeln müssen ausgegraben werden. Zur weitergehenden Schule gehen zu dürfen, bedeutet ein großes Privileg für die Schüler und ist für die Eltern mit großen Unkosten verbunden. Darum wird auch der größte Teil des Tages mit Pauken verbracht, was dort auswendig lernen bedeutet. Die Schulen sind fast ausschließlich Selbstversorger; so müssen die Schüler nach ihrer Schulzeit auf den Feldern oder im Schweine- und Hühnerstall arbeiten.

Obwohl es uns schwer fiel, unsere alten und neuen Freunde in den Schulen zurückzulassen, fuhren wir mit dem aus allen Nähten platzenden Linienbus nach Livingstone. Der Bus war nicht nur mit Menschen vollgestopft, sondern beherbergte auch Hühner als Fahrgäste. Von Livingstone

werden wir besonders die traumhaften Victoriafälle und die Stunden, die wir am Ufer des Zambesis verbracht haben, nicht vergessen. Schon in den Schulen hatten wir am eigenen Leibe erfahren, was 'arbeiten in der afrikanischen Sonne' bedeutet, und bei unserem nächsten Reiseziel, dem Cwembe-Tal am Kariba-See, haben wir dann auf Bewässerungsprojekten der Gossner Mission gearbeitet. Zugegebenerweise konnten wir wegen des Klimas nicht mit den Männern und Frauen auf dem Feld mithalten. Einige der Frauen boten uns ein ungewöhnliches Bild, da sie mit einem Kind auf dem Rücken Bananenstauden abschlugen. Diese Gegend Zambias ist von Tal-Tongas bewohnt, einem Stamm, der schon seit Urzeiten hier angesiedelt ist. Auch heute noch leben die Menschen in Dörfern aus Lehmhütten, primitiv wie ihre Vorfahren, d. h. ohne Elektrizität und ohne eigene Brunnen.

Diese Reise, und das ist auch die Meinung von Schulleiter Walther Kohlhoff, soll aber keine einmalige Angelegenheit bleiben. Der Austausch soll in Zukunft mit anderen Schülern und Lehrern fortgesetzt werden. Einhelliges Fazit: Die Kontakte zwischen den zambischen Schulen und der Gesamtschule wurden gefestigt und sollen Ausgangspunkte für weitere derartige Projekte bilden.

Tonga:

Die größte Stammesgruppe der Südprovinz sind die Tongas.

Einige wichtige Vokabeln in Tonga:

Mabuka buti

Guten Morgen

Mwalibezya

Guten Tag

Kwasiga buti

Guten Abend

Mwaponā buti

Wie gehts?

Twalumba

Danke schön!

Bowó

Auf Wiedersehen

Reisebericht aus Zambia
Dieser Bericht schildert einige Eindrücke von einer Studienreise nach Zambia, die eine Gruppe von Schülern, Studenten und Lehrern aus Calw in diesem Sommer machte. Die Gruppe bestand aus 9 Personen, vorwiegend Mitgliedern der EMK und besuchte auf Einladung des Gossner Service Teams einige Projekte, die die Gossner Mission im Gwembe-Valley im südlichen Zambia aufgebaut hat. Die mit Mitteln aus dem Bundesjugendplan und der AEJ finanzierte Reise war eine vorzügliche Gelegenheit, sich von den Problemen eines Entwicklungslandes einen anschaulichen Eindruck zu verschaffen und gleichzeitig einen Einblick in eine fremde Kultur Schwarzafrikas zu bekommen.

Auf unsere Reise nach Zambia haben wir uns vorbereitet: uns über geographische und klimatische Gegebenheiten informiert, Jahresberichte über die Entwicklungsarbeit im Gwembe-Valley gelesen, von Idee und Erfolg der Projekte erfahren, uns über Dias "ein Bild gemacht" - doch es war Erfahrungen aus zweiter Hand, das Land, die Menschen, die Probleme waren noch nicht so recht greifbar. Wir befanden uns zwar in den vier Wochen im Gwembe-Valley auch in der Rolle der "Zuschauer" - wenn wir einmal von den drei Tagen Mithilfe beim Bau einer Klinik in Sekanika und der Mitarbeit einiger unserer Mitglieder im Bewässerungsfeld absehen -, doch wurden wir überall freundlich aufgenommen und konnten durch den direkten Kontakt mit der Bevölkerung einen Einblick in die Lebensweise der Tonga gewinnen, ihre Mentalität und ihre Gebräuche im Zusammenhang mit der Tradition verstehen lernen. (Der Gedanke, einmal in den Entwicklungsdienst zu gehen, war manchem von uns nicht fremd, doch mußten wir uns öfters die Frage stellen, ob nicht unsere Vorstellungen von Entwicklungshilfe doch recht naiv gewesen sind.)

Nicht nur die Krankenschwester in unserer Gruppe war erschüttert, als wir in den ersten Tagen im Gwembe-Valley die Klinik in Sinasongwe besuchten. An eine Klinik stellt man Erwartungen: sauber, ordentlich, hygienisch. All die Maßstäbe, die man an ein Krankenhaus westlichen Zuschnitts anlegt, muß man vergessen! Doch ist nicht die mangelnde Sauberkeit das größte Problem: es ist vor allem die unzureichende Ausstattung und damit die Behandlung mit Medikamenten. Auf der breiten Treppe, die zu den Behandlungsräumen führt, sitzen oder stehen Frauen und Kinder, die Anmeldung und erste Diagnose erfolgt auf der Terrasse, dabei wird die Krankengeschichte auf einem der vielen Blätter, die stapelweise herumliegen, eingetragen (dieses Blatt findet man bestimmt nie wieder); andere warten, bis sie in Zehnergruppen von einer Schwester in rosa Tracht (mit einer dreimonatigen Ausbildung) in eine Art Labor gerufen werden. Darin sehen wir,

bei der späteren Führung durch die Klinik, Riesenflaschen mit Grippe-, Husten-, Malariamitteln. Draußen werden auch Tabletten verteilt, meist Antibiotica, drei bis vier Tabletten in einem Stück Papier mit der Anweisung: "one every evening". Aber die Behandlung z.B. einer Malaria, der häufigsten Krankheit, im akuten Stadium mit wenigen Tabletten verspricht zwar kurzfristige Linderung, aber keine dauerhafte Heilung. Andererseits ist aber das Vertrauen in die chemischen Wundermittel recht groß.

Wir werden durch das Haus geführt, sehen den Kreißsaal, das Krankenzimmer der Gynäkologie; eine schwangere Frau liegt in einem der schmutzigen Eisenbetten, kurz vor der Entbindung. Nur wenige Frauen entbinden in der Klinik, im Juni waren es acht (lt. Liste, die auslag), obwohl die Zahl der schwangeren Frauen, die vor der Klinik warteten, doch recht groß war. Wie wir erfahren, ist die Säuglingssterblichkeit sehr hoch, ungefähr jedes dritte Kind stirbt, meist nach dem Abstillen; drei Monate hält der Immunitätsschutz der Muttermilch noch an - auffallend ist dann die hohe Sterberate. Und wie lange gestillt wird, hängt von einer weiteren Schwangerschaft ab. (Kinder-Milchpulver war übrigens nicht nur in den Supermärkten der Städte stapelweise vorhanden, sondern auch in den local shops, auch wenn das Angebot sonst nur recht mager war).

In einem weiteren Raum befindet sich die "Isolierstation": drei Kinder sitzen wie ein Häuflein Elend am Boden, mit lila Salbe um die Lippen: Masern. Eine Mutter mit Kind kommt und bringt ihnen Essen. In den Kliniken gibt es keine Kantine, d.h. daß Familienmitglieder die Kranken begleiten und sie versorgen, beim Bau einer Klinik muß also auch an Kochstellen und Schlafmöglichkeiten gedacht werden.

Vorwiegend scheint ambulant behandelt zu werden, denn die Betten in dieser Klinik sind fast alle leer, im Männerraum für allgemeine Krankheiten liegt ein alter Mann; im Krankenblatt steht in der Spalte Alter: aged. Kaum einer der älteren Menschen kennt sein Alter. Das Zimmer für Frauen ist ganz leer.

Im nächsten Morgen

Wie notwendig Gesundheitsvorsorge und Krankenversorgung ist, erlebten wir in Sekanika, einer der ärmsten Gegenden im Valley, wo beim Schleppen der Betonsteine für die neue Klinik ein Mann sich verletzte und unsere Krankenschwester Claudia ihn mit Salbe

und Verbandszeug versorgte: es hatte sich bald herumgesprochen, und Claudia hatte alle Hände voll zu tun. Es fiel schwer, nein zu sagen, wenn eine Mutter nach einer Augensalbe für ihren Säugling mit ganz vereiterten Augen fragte. Ein Tonga, der uns in unserer Hütte dort besuchte, wußte wohl auch um unsere Reiseapotheke, denn vom Hustenmittel bis zu Malaria-tabletten hätte er alles brauchen können. Eine der Frauen, mit denen wir an einem Vormittag Baumstämme im Hof der Klinik als Schutz vor Termiten weiß kalkten, "sagte" in einem fast nonverbalen Gespräch (clinic und gabotu, d.h. Klinik und gut, weiter reichten unsere Chitonga-Kenntnisse nicht), daß ein Besuch in einer der weit entfernten Kliniken Stunden, wenn nicht Tage dauert, zu Fuß!

Was bei der Arbeit in Sekanika auch deutlich geworden ist, ist die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau. Die Frauen trugen mit Grazie die schweren Betonsteine - wie alle anderen Lasten - auf dem Kopf, ein Kind auf den Rücken gebunden oder es gerade stillend, manche mit Wasserpfeife im Mund. Nur wenige Männer halfen mit, je weißer das Hemd und je schärfer die Bügelfalte, um so mehr nehmen sie Aufseherallüren an, treiben die Frauen - fast wie Sklavenhalter - an. So wurde einigen Frauen keine Pause gegönnt, um ihr Kind zu stillen oder einfach um sich auszuruhen. Vielleicht wollten die Männer zeigen, was für tüchtige Frauen sie haben! Diese Beobachtung, bewertet aus der Perspektive der Frauenbewegung bei uns, läßt spontan die Emanzipation der zambianischen Frau fordern. Aber dies ist wohl doch ein falscher Schritt, denn eigentlich sind es die zambianischen Männer, denen man (in der ländlichen Gegend) zu einer neuen Identität verhelfen muß, dann verbessert sich (vielleicht) auch die Lage der Frauen.

~~Thema x Frauen~~ *Der ländliche Frauen*

Wir haben in den fünf Tagen, die wir jeweils in Zweiergruppen in den Familien, in den Villages, verbracht haben (ein weiterer Höhepunkt unserer Reise), nur einen kleinen Ausschnitt des zambianischen Lebens gesehen, der wohl nicht repräsentativ ist, man beobachtet, spricht mit den Menschen und macht sich dann halt Gedanken. Man sieht, daß die Frauen rund um die Uhr beschäftigt sind mit Kinder versorgen, Essen zubereiten, Wasser holen (oft ist der Brunnen kilometerweit entfernt), welch ein Luxus ist das Bad in heißem Wasser in einer Wanne an einem der einem Abende unterm Sternenhimmel, Wäsche waschen, Feuerholz holen, Feuer machen, während Männer im Hof des ^{Dorfes} Village sitzen. Auch sind in der Tavern^e, in der es das selbstgebraute Maisbier gibt, eher Männer zu sehen. Nun mag es daran liegen, daß

während der Trockenzeit die nicht bewässerten Felder nicht bestellt werden können, aber gerade die Bewirtschaftung der Felder und damit die Versorgung von Mann und Kindern ist ja traditionell die Sache der Frau. Man fragt sich nun, was denn die Männer für eine Aufgabe haben, wenn die traditionelle Rolle des Jägers nicht mehr ausgeübt werden kann. Einige, so haben wir den Eindruck, fanden für sich eine neue Funktion: sie sind Bewässerungslandwirte, und manche mit gutem Erfolg, — das war nicht nur an der abwechslungsreichen Verpflegung zu erkennen, die einige von unserer Gruppe, ^{genossen} die ebenim Village dieser tüchtigen Landwirte wohnten, während wir bei BaVickson zum Nshima, dem festen Maisbrei, vorwiegend Okra bekamen, ein Gemüse, das zu einem schleimigen Brei gekocht wird. Oder andere, wie z.B. unser Gastgeber BaVickson, engagieren sich in der genossenschaftlichen Arbeit, in der ^{das genossenschaftliche} credit union, und finden dort eine gesellschaftliche Bestätigung. Doch an der Situation der Frau hat sich nicht viel geändert.

Daß sich nun mehrere Frauen die körperlich anstrengende und zeitraubende Arbeit in Haus und Feld aufteilen können, ist ein Argument, das von den Männern, so auch von BaVickson, für die Polygamie ^(vielleicht) angeführt wird. BaVickson hat drei Frauen, ^{Frau} im Durchschnitt hat ein Mann zwei, von denen jede im Durchschnitt fünf Kinder hat. Doch meist wird ein weiterer und gewichtiger Grund verschwiegen: je mehr Frauen, umso mehr Felder, denn jede Frau bringt ein Stück Land mit in die Ehe, das sie dann bewirtschaftet. Der Reichtum eines Mannes läßt sich also an der Zahl der Frauen ersehen, allerdings hat die Frau ihren Preis, der an deren Familie gezahlt werden muß: zwei Ochsen und Bargeld.

Viele unserer Beobachtungen und Gespräche waren nur möglich durch den engen Kontakt mit der Bevölkerung. Als Mangel empfanden wir alle, daß wir die Sprache der Tonga nicht beherrschten — viel mehr als die Begrüßungsrituale, die übrigens sehr wichtig sind, haben wir nicht gelernt. Daß bei manchen der Mitarbeiter des GST die Bereitschaft fehlt, mehr als nur "mwabuka" zu kennen und sich um das Vertrauen zu bemühen, faßte BaVickson so zusammen: die Bevölkerung habe das Gefühl, daß Informationen zurückgehalten werden, die wesentlich seien, damit sie sich wirklich selbst helfen können. Und immer wieder wurde von Frieder Brett gesprochen, der den engen Kontakt gesucht und verwirklicht hat und dadurch ein Vertrauensverhältnis aufbauen konnte.